

# Mein Freund der Tod

Dr.phil Leonard Galley

Es war um die Jahreswende 1917/18. Ich war nicht mehr Soldat und studierte in Göttingen. Damals begann die Vaterlandspartei eine verstärkte Tätigkeit zu entfalten. Ich hatte erkannt, dass ihre leitenden Männer vom besten Willen durchdrungen waren. Zugleich aber hatte ich erkannt, dass die Vereinigung von Annektionspropaganda und Einigkeitspropaganda eine Unmöglichkeit war. Es war mir ganz klar, dass unser Kampf ein ungeheuer schwerer Freiheitskampf war, der nur siegreich durchgeführt werden konnte, wenn das Bewusstsein des Rechtes unserer Sache jeden Einzelnen unserer Volksgenossen durchdrang. Dieses Bewusstsein aber wurde durch die Annektionspropaganda der Vaterlandspartei (die die meisten ehemaligen Mitglieder heute vergessen haben werden) auf das schwerste gefährdet.

Da ich dies erkannte, habe ich damals gegen die Vaterlandspartei Stellung genommen, wenn auch nicht sehr energisch, nur aus dem Bedürfnis heraus, „meine Hände in Unschuld zu waschen“. In den sich entwickelnden Kämpfen erkannte ich immer mehr, dass politisch-religiöse Betätigung mein eigentliches Feld sei. Ich habe mich von jeher den alten Propheten verwandt gefühlt. Bei meiner damaligen geistigen Arbeit aber glühte ich in hellster Begeisterung. Unbeschreiblich schön und verlockend erschien mir ein kampfreiches Leben, und die allerstärkste Lebensbejahung erfüllte mich. In dieser Lebensbejahung fühlte ich mich einig mit allem, was zum wahren Leben gehört, fühlte ich mich einig auch mit dem Schlusse des Lebens, dem Tode. Wie schön, dass beim Satze meines Lebens der Punkt nicht fehlt! Wie schön, dass bei dem Lied meines Lebens der Schlussdreiklang nicht fehlt! Wie schön, dass dem Bilde meines Lebens der Rahmen nicht fehlt. In dieser Stimmung machte ich folgendes Gedicht:

2. Januar 1918

*Dich grüß ich, Tod, der du von ferne winkest,  
Und aller Mühsal sich' re Ruh verheißt,  
und alles Leid gelobest, lind zu lösen.*

*Dich grüß ich, Tod, der du von ferne winkest,  
Schon jetzt mir Ruhe, Kraft und Klarheit beust,  
Von wilder Wünsche Nichtigkeit befreiest,*

*Dich grüß ich, Tod, der du von ferne winkest,  
Schon heut' dem Auge helles Sehen leihst,  
Der Welten wahre Wonne wohl mir weisest.*

*Einst floh ich dich, der du von ferne drohtest,  
Drum floh ich mich, denn du und ich sind eins.  
Und nirgends war mir wahre Ruh' beschieden.*

*Doch nun hat mich der Weisheit Wehn geweiht:  
Dem folgenden stirbt jeder Augenblick;  
Drum, Tod, bis du des Lebens wahres Wesen.*

*Dies lehrte längst mich, lächelnd dich zu lieben.  
Seither nun leuchtet hell mir Sonnenlicht;  
Drum grüß ich dich, der du von ferne winkest.*

Mein Vater glaubte, als er dies las, ich wolle Selbstmord begehen. So kann man verkannt werden. Nichts lag mir ferner als das. Zwei oder drei Jahre später hatte ich einen merkwürdigen Traum: Ich saß mit meinen Schulkameraden in einem mir fremden Raume. Die Tür Öffnete sich nach rechts, und ich saß ganz links, so dass ich zuletzt erkennen konnte, wer hereinkam.

Plötzlich klopfte es. Die Tür öffnete sich halb, meine Freunde gerieten in maßloses Entsetzen, ich aber sah noch nichts. Die Tür schloß sich wieder. Nach einem Weilchen, als der erste Schrecken überwunden war, öffnete sie sich von neuem und herein trat — der Knochenmann. Es war übrigens ein sehr hübscher Knochenmann, nicht zu groß, so dass er nicht so sehr erschreckte, etwa wie ein zwölfjähriger Knabe. außerdem fand ich es sehr nett, dass er so rücksichtsvoll gewesen war, und nicht gleich wie ein Bauer ins Zimmer gestürmt war.

Er schaute sich ruhig im Zimmer um, bis er mich erblickte, dann trat er einige Schritte auf mich zu, winkte mir dreimal und trat wieder zurück. Ich gab mir einen Ruck, und der erste Schrecken war überwunden. Ich sprang auf, um ihm zu folgen.

Es freute mich doch sehr, dass ich es war, der gerufen wurde. Bei einem andern hätte ich nicht zusehen mögen. Ich aber konnte die Situation retten, und außerdem, durch die schwarze Türe zu schreiten in Begleitung eines Knochenmannes, der zwar nicht reden, aber doch ein wenig klappern kann, das ist doch lange nicht so grausig, als wenn man ganz einsam gehen müsste! Und außerdem, wenn schon der Tod als Knochenmann kam, dann war die Sache ja nicht so ernst. Dann hatte man ja Hoffnung, selber wenigstens ein Gespenst zu werden und noch einiges zu erleben. Und für einen neugierigen Menschen wie mich ist das sehr wichtig!

Dann aber sagte ich plötzlich: „Ich komme gern, aber ich möchte meinen Freunden noch einiges mitteilen, was mir am Herzen liegt und möchte dich um fünf Minuten Zeit bitten.“

Der Tod verneigte sich huldvollst, schritt zur Tür und verschwand wieder. „Ein ungeheuer höflicher Mann“, dachte ich, „wenn doch alle Menschen so nett sein wollten!“ Nun war ich Hahn im Korbe. Alle wussten, dass sie mich nicht mehr lange hatten. Alle hörten mir zu, und ich konnte hoffen, mein geistiges Testament in gute Hände zu übergeben. Und überdies, man ist doch auch ein wenig eitel! Es schmeichelte mir, dass sich der Knochenmann um mich so viel Mühe gemacht hatte und dass ich nun eine bevorzugte Stellung besaß.

Was war das Erste, was ich meinen Freunden sagte? Ich deklamierte: „Dich grüße ich, Tod, der du von ferne winkest!“ Was ich dann noch weiter gesagt habe, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur noch, dass die fünf Minuten vergingen, schließlich sogar wenigstens eine Viertelstunde, und dass der Tod immer noch nicht wiedergekommen war, um mich zu holen. Eine solche Unpünktlichkeit hatte ich ihm nicht zugetraut. Ich war ernstlich ärgerlich, und nahm innerlich viel von dem Lob zurück, das ich ihm zuvor gespendet hatte. Am andern Morgen aber, als ich aufwachte, freute ich mich außerordentlich. Denn im Traum lügt man sich nichts vor (oder doch nicht so leicht). Und dieser Traum überzeugte mich, dass mein Gedicht an den Tod durchaus ehrlich war. Nichts wäre mir eine größere Schmach, als ein Gedicht in einer künstlich ersteigerten Stimmung zu verfassen, und es im Ernstfalle zu verleugnen.

Ein Bekannter, dem ich den Traum erzählte, sagte: „Sie, da können Sie sich freuen! Da sterben Sie erst 1970. Beim Tode sind nämlich fünf Minuten soviel wie bei uns 50 Jahre!“ Merkwürdig, woher die Menschen so etwas wissen! Übrigens glaube ich es fast selber, nach dem Alter meiner Verwandten zu urteilen.

Der Traum hat mir einen unvergesslichen Eindruck gemacht. Als ich nun aber die Arbeit an meinem Buche „Der Teufel“ begann, da wurde mir deutlich, wie durchaus ehrlich der Traum war. Das sollte ja wirklich das Testament werden, das ich den Freunden hinterlassen wollte, um selbst sterben zu können. Und nun ist es fertig. Und ich könnte in Ruhe gehen, wenn es sein müsste., Aber Lust habe ich keine Spur. Denn jetzt wird es etwas zu erleben geben, und da bin ich immer gern dabei. Und mich darauf zu verlassen, als Gespenst dabei zu sein, das scheint mir denn doch eine riskante Sache zu sein!

Wie kommt es wohl, dass Ihr, meine Freunde, mit dem Tode nicht so auf Du und Du steht? Ich will ein Gleichnis erzählen. Es war einmal ein reicher Vater, der versprach seinem Sohne, ihm eine große Freude zu machen und ihm sein ganzes Vermögen zu schenken. Eines Tages aber sagte er: „Mein Sohn, mache Dich auf und gehe in das Land Nirgendwo, und komme nicht wieder!“ „Aber Vater, die Freude, aber Vater, die Schenkung?“

Nun will ich noch eine ganz andere Geschichte erzählen, die mir als wahr berichtet wurde und die ich auch dafür halte. Der große Göttinger Mathematiker David Hilbert traf Jemanden (Frau Prof. Weißenborn) des morgens auf der Strasse und sagte: „Ich jehe jerade nach Nomen Nescio, da jehe ich morjens so unjern hin!“ „Ja Herr Geheimrat, man stört so

ungern.“ Darauf Hilbert in unverkennbarem Ostpreussisch, ich höre ihn förmlich: „Ach näin“ — Pause — „Schtören tu ich janz jerne, aber warten tu ich nich jerne!“ (Ostpreussisch ist doch eine zu herrliche Sprache. Manche Dinge kann man nur auf Ostpreussisch sagen!) Diesen Ausspruch meines hochverehrten Lehrers kann ich restlos unterschreiben: Ich kann gar nicht abwarten, mit meinem Buche verschiedene Leute ein wenig zu stören. Hingegen würde ich nie in einen Ameisenhaufen hineinstecken, nur um das Gekribbele zu sehen.

Wie wenig das Buch ein Ulk ist, das soll ein Gedicht beweisen, das ich gemacht habe, als der Plan des Buches schon vor mir stand, ein Teil der wichtigsten Entdeckungen aber noch nicht gemacht war. Um Schlagwortwirkung auszuschließen, möchte ich gleich bitten, das Gedicht nicht wörtlich zu nehmen, sondern nur als Stimmungsmalerei:

*Wie ein Meer von längst geweinten Tränen  
liegt meine Seele vor Dir, o Herr.  
Von fremden Gestaden zu fremden Gestaden  
gleiten darüber die Geisterschiffe  
der fremden, noch ungeborenen Taten,  
die meine Hände vollenden sollen.*

*Wie ein Meer von längst geweinten Tränen  
liegt meine Seele vor Dir, o Herr,  
und leiser Wind zeugt kräuselnde Wellen,  
die plätschernd im Ufersande zerrinnen.*

## NACHWORT

Die Arbeit, für die ich mit dem Bericht „Mein Freund, der Tod“ Reklame machen wollte, ist nicht gedruckt, wozu sie auch nicht reif war. Statt dessen sind 1929 drei Arbeiten veröffentlicht, die 1936 von der Gestapo beschlagnahmt wurden. Sie entsprachen der Zielrichtung der alten Arbeit. 1963/64 wurde die Arbeit „Deutung und Forderung der Zeit“ gedruckt. (Siehe Umschlag hinten.)

Übrigens sind die anderen drei Kurzerzählungen seinerzeit durch mehrere Zeitungen gegangen, „Lichtkind“ aber ist trotz der Befürwortung durch den einst bekannten Maler Fidus bislang unveröffentlicht. Das „Interview im Himmel“ ist im Februar 1933 in einer kleinen Zeitschrift erschienen, die gleich danach verboten wurde.